

Predigt über Lukas 12,42-48

(Ewigkeitssonntag – Oberkaufungen – 26.11.2017)

Liebe Gemeinde!

Die meisten von uns werden sicher schon einmal einen Film gesehen haben, in dem die Eltern für einige Tage außer Haus sind. Die Kinder machen Party. Das Ganze gerät aus dem Ruder. Da flegelt man sich auf der Wohnzimmergarnitur herum. Es fließt der Alkohol. Überall stehen Essenreste herum. Die Musikanlage ist laut aufgedreht. Auf einmal geht die Tür auf. Zu sehen sind die Eltern – ganz entgeistert. Sie sind eher zurückgekommen. Es gibt Ärger. Die Party ist zu Ende.

In unserem Predigttext zum heutigen Ewigkeitssonntag kommt auch einer eher zurück. Und auch er macht dem, was da im Gange ist, ein Ende. Aber es geht um etwas viel Wichtigeres als um eine Party, die aus dem Ruder geraten ist. Der, der da ganz überraschend zurückkommt, der wurde noch lange nicht erwartet. Und der, dem er die Verantwortung für das Haus übertragen hatte, der hatte sein Vertrauen gründlich missbraucht. Doch hören wir selbst!

- Verlesung des Textes -

Was soll das? Warum werden wir ausgerechnet heute mit einem so harten Text, mit einer so harten Beispielgeschichte konfrontiert? Heute, wo Menschen unter uns sind, die noch erfüllt sind von der Trauer, die vielleicht mühsam versuchen, die innere Balance zu halten oder überhaupt erst einmal wiederzugewinnen. Diese Menschen fragen nach Trost. Was sie gar nicht gebrauchen können, sind mahnende, fordernde Worte.

Die haben sie auf andere Weise vielleicht schon zur Genüge zu hören bekommen: „Lass dich nicht so hängen.“ „Du darfst

ja traurig sein, aber irgendwann musst du aus den dunklen Gedanken und Gefühlen wieder herauskommen!“ Gut gemeinte Ratschläge sind das, aber man kann mit ihnen wenig anfangen, wenn man wirklich ganz unten ist.

Also: Mahnungen und Forderungen wollen wir heute eigentlich nicht hören! Sie tun heute nicht gut.

Wir wollen heute auch nicht unbedingt über die Frage nachdenken, wie **wir** leben. Dass es gerade darum geht in diesem Gleichnis, das Jesus erzählt – das haben wir vielleicht beim Hören des Textes schon verstanden.

Wie leben wir? Wie lebe ich? Wie gehe ich mit dem um, was mir anvertraut ist? Mit der Zeit, die ich habe – auch mit meiner Lebenszeit? Wie gehe ich um mit meinen Fähigkeiten? Mit meinem Geld? Mit den Menschen, für die ich verantwortlich bin? Mit dieser Erde, die so schön ist und so gefährdet?

Wie leben wir? Wie gehen wir damit um, was uns anvertraut ist? Nur ganz kurz in Klammern gesagt: Jesus erzählt dieses Gleichnis hier seinen Jüngern, also den späteren Aposteln. Sie sind sozusagen seine ersten Adressaten. Seine Worte richten sich zunächst an sie, dann erst an andere, dann natürlich auch an uns.

Aber es sind erst einmal die Jünger, die ganz nah dran sind an Jesus, die ganz viel von ihm mitbekommen. Sie sind es, mit denen er die Botschaft der Liebe Gottes in der Welt verbreiten will. Er vertraut ihnen diese Botschaft an.

Sie sind es, die einmal anderen vom Sieg des Lebens über den Tod weitersagen sollen. Sie sind es, die mit ihrer ganzen Existenz für diese Botschaft einstehen sollen – eben auch mit der Art und Weise, wie sie selbst ihr Leben gestalten.

Bestätigt ihr Leben die Botschaft Jesu – oder wird diese dadurch in Frage gestellt? Merkt man es ihnen im Alltag an, dass sie von der Botschaft von der Liebe und vom Sieg des Lebens geprägt sind – oder spricht ihr Verhalten eine ganz

andere Sprache?

Darum sagt Jesus zum Schluss: „Denn wem viel gegeben ist, bei wird man viel suchen; und wem viel anvertraut ist, von dem wird man umso mehr fordern.“ Klammer zu.

Wie leben wir? Wie lebe ich? Kann das bestehen, wenn auf einmal alles zu Ende geht, wenn ich vor der Frage stehe: Habe ich richtig gelebt?

Das sind Fragen, die sind wichtig, ja. Aber über diese Fragen wollen wir heute nicht unbedingt nachdenken. Wir wollen unserer Verstorbenen gedenken. Wir müssen uns mit dem Tod auseinandersetzen. Immer noch. Mit ihrem Tod. Totensonntag.

Ich verstehe das gut – und doch frage ich: Können wir dabei stehenbleiben? Können wir das Eine tun – ohne das Andere? Macht nicht jeder Tod eines Menschen etwas mit uns - über die Trauer hinaus? Die Trauer ist das Erste, das ist klar. Aber macht darüber hinaus uns nicht jeder Tod eines Menschen bewusst, dass auch wir einmal den Weg gehen werden, den er schon gegangen ist? Auch wir werden einmal sterben – früher oder später. Wäre es richtig, das heute nicht mit zu bedenken?

Natürlich verdrängen wir das gerne. Wir Menschen sind Meister im Verdrängen. Wir gleichen diesem Knecht im Gleichnis Jesu, der sagt: „Mein Herr kommt noch lange nicht ...“

Diese Haltung des „Noch lange nicht“ kennen wir alle. Warum sonst ändern wir unseren Lebensstil nicht grundlegend angesichts des immer deutlicher werdenden Klimawandels? Wir denken: „Noch müssen wir nichts wirklich ändern. Bis die schlimmen Auswirkungen deutlich werden, dauert es noch. So weit ist es noch lange nicht.“

Genauso verdrängen wir den Gedanken an den Tod. Und verpassen es, uns darauf vorzubereiten - gemeinsam mit den Menschen, mit denen wir uns verbunden wissen. Auch da denken wir: „Na ja, einmal werden wir diesen Weg gehen müssen. Aber so weit ist es noch lange nicht.“

Ich will nicht falsch verstanden werden. Es geht nicht darum, ständig an den eigenen Tod zu denken. Wohl aber geht es darum, diesen Gedanken nicht zu verdrängen, sondern sich von ihm her der Frage zu stellen: Wie lebe ich?

Ich bringe es verkürzt auf eine Formel: Wer sich dem Tod stellt, der wird sich auch dem Leben stellen. Wer sich mit der eigenen Sterblichkeit auseinandersetzt, mit der begrenzten Lebenszeit, der stellt sich der Frage: Wie will ich die Zeit, die ich habe, leben? Was soll mein Leben ausmachen? Wie will ich es gestalten? Wie will ich umgehen – mit mir selbst und mit anderen?

Genau darum geht es in unserem Predigttext. Von daher passt er doch heute in diesen Gottesdienst.

In diesem Text geht es nicht um ein nettes Hollywood-Filmchen. Vielmehr gibt er uns einen Einblick in das antike Sklavenleben. Da ist der Obersklave, dem Verantwortung übertragen wird, der für die anderen sorgen soll – solange sein Herr abwesend ist. Und der sie stattdessen schlägt und schindet, während er selbst frisst und säuft. Und das alles, weil er glaubt: „Mein Herr kommt noch lange nicht!“

Ich muss unwillkürlich an den bosnisch-serbischen Ex-General Ratko Mladic denken, der in der vergangenen Woche zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden ist. Endlich! Was hat dieser Mann für Gräueltaten zu verantworten! Wahrscheinlich dachte er, noch lange nicht zur Verantwortung gezogen zu werden, vielleicht sogar nie. Gut, dass er sich da getäuscht hat.

Damit sind wir bei einem ganz zentralen Gedanken unseres

Predigttextes: Einmal wird das zu Ende sein, was in diesem Leben nicht in Ordnung war und nicht in Ordnung ist. Einmal wird Gott ein Ende machen. Er wird die Dinge wieder zurechtrücken. Das Unrecht behält nicht das letzte Wort. Und auch nicht die Willkür. Nicht die Angst. Nicht die Lüge. Nicht der Hass.

Der Totensonntag wird in der evangelischen Kirche auch „Ewigkeitssonntag“ genannt. Damit soll daran erinnert werden, dass dieses Leben hier und jetzt noch nicht alles ist, dass es ein Ende dieser Zeit gibt, dass wir auf die Ewigkeit zugehen.

Am Ende der Tage, am Ende dieser Zeit – immer wieder spricht die Bibel davon, oft in Bildern. Am Ende dieser Zeit soll Frieden sein. Es soll Gerechtigkeit herrschen.

Für mich persönlich ist das eine ganz starke Hoffnung. Mit den Bildern des Gleichnisses Jesu gesagt: Einmal wird der Hausherr wiederkommen. Und es wird Schluss sein mit Unrecht und Willkür. Diese Hoffnung gibt mir Kraft, mich für das Leben einzusetzen und mich nicht lähmen zu lassen von den Obersklaven unserer Tage, die andere bedrängen und bedrücken und die es sich dabei selbst gut gehen lassen.

Es gibt sie – und es sind nicht gerade wenige. Einer hat einmal gesagt: „Gib Menschen Macht in die Hand, und du erkennst, wer sie in Wahrheit sind.“ Es gibt die großen Tyrannen, es gibt aber auch ganz viele kleine. Mir ist es wichtig darauf zu vertrauen, dass ihre Macht begrenzt ist. Sie werden nicht das letzte Wort behalten. Genauso wie auch der schlimme Obersklave im Gleichnis Jesu nicht das letzte Wort behält.

Am Ende wird alles zurechtgerückt. Manche von uns haben in den letzten Wochen und Monaten erlebt, wie vieles durcheinandergeriet. Die plötzliche Todesnachricht, die einem den

Boden unter den Füßen wegzog.

Oder die Zeit der Ungewissheit. Die Zeit des Hoffens und Bangens. Wie wird das Ganze ausgehen? Werde ich tragen können, was am Ende steht? Werde ich Kraft haben, den Weg bis dahin zu gehen?

Manchmal hat man sich von Gott getragen gefühlt. Manchmal hat man sich aber auch gefragt: „Wo ist er – jetzt?“

Manchmal gab es auch negative Gedanken, ja sogar Wut - etwa dem gegenüber, der gegangen ist. Warum hat er mich im Stich gelassen? Warum ist er nicht früher zum Arzt gegangen? Warum hat er es mir so schwergemacht?

Manchmal gab es das schlechte Gewissen: Habe ich genug getan? Habe ich mich genug gekümmert?

Und oft war es einfach so, dass die eigene Kraft an ihre Grenzen kam: Ich kann nicht mehr. Ich bin erleichtert, dass es nicht noch länger gedauert hat, dass es jetzt so weit ist.

Und daneben war und ist natürlich auch die Trauer, dieser große Schmerz, diese noch immer offene oder immer wieder neu aufreißende Wunde.

Auch für alle diese Gefühle, für all diese Gedanken, für all diese Erfahrungen gilt: Am Ende wird alles zurechtgerückt. Am Ende werden wir Antworten bekommen – für unsere Fragen. Am Ende wird Gott uns die Tränen abwischen. Am Ende wird der Tod nicht das letzte Wort behalten, sondern das Leben. In Gottes Ewigkeit.

Ein Letztes, das mir gerade heute wichtig ist. Im Gleichnis stellt Jesus eine Frage: „Wer ist denn der treue und kluge Verwalter, den der Herr über seine Leute setzt, damit er ihnen zur rechten Zeit gibt, was ihnen zusteht?“ Ich bin sol-

chen Verwaltern begegnet – und ich finde, es sitzen nicht wenige von ihnen heute unter uns.

Ich meine die, die sich gekümmert haben – um ihren Angehörigen. Die ihn besucht und an seiner Seite gesessen haben: im Krankenhaus, im Pflegeheim, im Hospiz, aber auch zu Hause. Ich meine die, die die schwere Aufgabe der Pflege auf sich nahmen. Und ich meine auch die, die nach und nach Verständnis entwickelten für das Abnehmen der Kräfte, auch der geistigen. Die diesen Menschen, der sich so verändert hatte, nicht fallen ließen, sondern an seiner Seite waren oder ihn in gute Hände gaben.

Ich meine die, die mit ihrem sterbenden Angehörigen beteten und die ihm sagten oder zu verstehen gaben: Du musst nicht mehr festhalten. Du darfst jetzt gehen.

Und ich meine auch die, die sich bemühten um einen würdevollen, gestalteten Abschied – und die damit deutlich machten, was ihnen der oder die Verstorbene bedeutet hatte.

All diesen Menschen möchte ich heute sagen: Das alles ist nicht umsonst gewesen. Und schon gar nicht ist es vergessen. Auch nicht von Gott. Er hätte ruhig ganz unerwartet kommen können. Es wäre in Ordnung gewesen.

Amen.